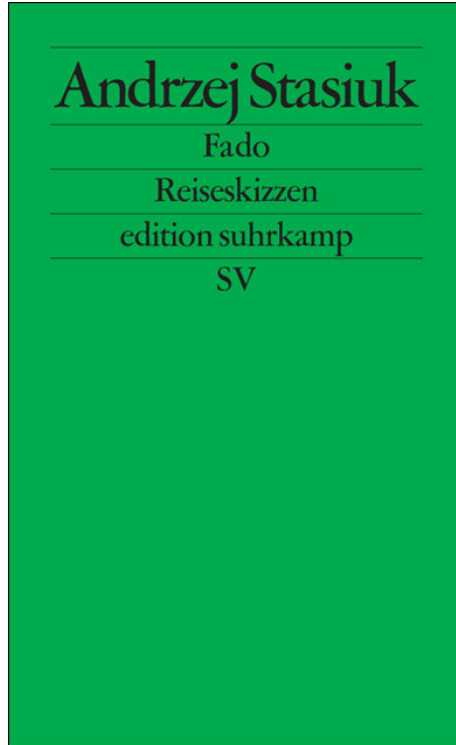


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Stasiuk, Andrzej

Fado

Reiseskizzen

Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2527
978-3-518-12527-4

edition suhrkamp 2527

Während seiner Fahrten durch Albanien hört Stasiuk den Fado. Melancholie und sanfter Trotz dieser Musik sind auch den 24 kurzen erzählerischen Meditationen eigen, die thematisch wie geographisch einen weiten Bogen schlagen: von Südpolen bis Montenegro, vom Blick durchs Vergrößerungsglas auf eine alte Karte, die bosnische Dörfer verzeichnet, bis zu den Reflexionen über die neue Mobilität als Flucht aus der eigenen Geschichte, dem eigenen Leben. »Gibt es eine bessere Metapher für die Reise als eine brüchige Landkarte? Gibt es eine noblere Art der Reise als die auf den Spuren eines Schriftstellers, dessen Bücher man bewundert? Ja, so eine Reise ist eine Pilgerfahrt. Und die Pilgerfahrt ist schließlich nichts anderes als die ältere Schwester der Reise an sich. Reisen heißt leben. Jedenfalls doppelt, dreifach, mehrfach leben.«

Andrzej Stasiuk, 1960 geboren, lebt seit 1986 in den Beskiden. Für *Unterwegs nach Babadag* (2005) wurde er mit dem NIKE-Preis ausgezeichnet.



Foto: Susanne Schleyer

Andrzej Stasiuk

Fado

Reiseskizzen

Aus dem Polnischen von
Renate Schmidgall

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel *Fado* im Verlag Czarna, Wołowiec.
»Die Irrlichter der Verstorbenen« wurde von Martin Pollack übersetzt.

edition suhrkamp 2527

Erste Auflage 2008

© Andrzej Stasiuk 2006

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12527-4

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Fado

Autobahn

Am besten ist die Nacht in einem fremden Land. In der Dämmerung verläßt man eine Gegend, weil sie hoffnungslos langweilig geworden ist, und fährt, sagen wir, geradewegs nach Süden. Dunkelheit fällt auf die Täler, verdeckt ihre Trostlosigkeit, und um neun Uhr abends fährt man schon durch den reinen, schwarzen Raum. Man kann sich dies und das vorstellen, kann die Umrise der unsichtbaren Landschaft zu erraten versuchen, Felder, Obstgärten, Städte aus weißem Stein, Kirchen und Plätze, die von der Hitze des Tages abkühlen, man kann versuchen, die perverse Fülle der Materie zu ordnen, die pornographische Schamlosigkeit der Geschichte, die hinter jeder Kurve, hinter jeder Erhebung faul auf dem Rücken liegt, aber das alles ist keinen Pfifferling wert, denn am Ende sind wir doch allein mit dem Raum, der das Älteste ist, was es gibt.

Straße Nummer 4, Straße Nummer 1, Straße Nummer 13, rote und weiße Lichter, auf dem Asphalt Linien, die sich in die Unendlichkeit ziehen, Spiegelungen, in der heißen, schwarzen Luft aufgelöstes Licht, Abfahrten, grüne Schilder mit Ortsnamen, Umgehungsstraßen und Viadukte, Geflechte von Asphaltbändern, zwischen denen die Herzen der Städte schlagen, Lastwagenschnüre wie riesige Züge, die Streifen von stinkendem Schatten hinter sich herziehen, die Irrlichter der Wahnsinnigen auf der linken Spur – hundertseibzig, hundertachtzig in der Stunde, als wollten sie quer durch die Nacht rasen und es zum Sonnenaufgang schaffen, während andere noch im Dunkeln fahren ... Ja, diese endgültige Einsamkeit der Autobahn, wenn man ein

paar Stunden lang keine Menschenseele sieht, nur die kondensierte Menschheit mit ihrem obsessiven Bedürfnis nach Bewegung und Sieg über die Unendlichkeit. Nichts als flache Profile, fast unkörperliche Flecken hinter den Scheiben, Zigarettenfünkchen oder Nasenbohren. Es sei denn, man gerät an eine Tankstelle, wo die Menschen aussehen wie müde potentielle Opfer oder lebhaft, agile Banditen und die blinden Ungetüme der Lastwagen vor dem dunkelblauen Himmel an große Felsen erinnern. Das alles ist kaum noch lebendig, als hätte es die letzte Kraft verbraucht, und zugleich tot, mechanisch wie ein Perpetuum mobile, dessen Ziel es ist, die Ewigkeit aufzuhalten.

Ja, am besten ist die Nacht in einem fremden Land auf der Autobahn, weil die Fremdheit sich dann über die ganze Erde erstreckt und ihre Strömung unterschiedslos alle mitreißt. Irgendwo am Horizont sieht man die Feuer menschlicher Siedlungen, die sich vom fernen Glänzen der Sterne nicht unterscheiden. Ach, flackernder Puls des Nichts, ach, Erinnerung an die älteste Zeit, als wir obdachlos waren auf der Erde, als der Raum uns durch seine Größe erschreckte. Jetzt irritiert er uns durch seine Ungreifbarkeit.

Nach vier Stunden gab ich mich geschlagen. Ich wollte keine Karte lesen. Ich nahm die nächste Abfahrt und fuhr in engen Serpentin in ein bewaldetes Tal hinunter. Oben verlief auf gigantischen Betonpfeilern die sechsspurige Autobahn. Scheinwerferlichter glitten über den Himmel. Das monotone Dröhnen fiel wie schwerer Staub herab. Nach ein paar Minuten war alles verschwunden und verstummt. Ich fuhr durch den Wald. Hin und wieder kam ich an Gebäuden vorbei. Sie waren dunkel. Alle schliefen. Ich hatte

keine Ahnung, wo ich war. Mitten im Wald sah ich ein einsames Haus mit erleuchteter Zufahrt. Es war eine Kneipe. Ein massiger Mann mit weißer Schürze und der Mütze eines Kochs sah fern. Im Halbdunkel glänzte der frisch gewischte Boden, die Beine der Stühle ragten in die Höhe. Gäste gab es keine. Ich bat um ein Glas Wein. Er drehte den silbernen Hahn auf und kümmerte sich um kein Maß. Leider gebe es nichts zu essen, sagte er, die Küche habe schon zu, aber er könne mir ein belegtes Brot machen. Ich wollte nichts essen. Erklärte ihm, daß ich noch Wein möchte. Er fand hinter der Bar eine leere Literflasche und fragte, ob das reiche. Ich nickte. Er lächelte und drehte den Hahn auf.

Eine halbe Stunde später fuhr ich von der Landstraße ab in einen Waldweg, fand einen Platz im Gras, wickelte mich in meinen Schlafsack und schlief nach drei Schluck ein.

Am Morgen machte ich mich auf die Suche nach einem Kaffee. Ich kam an einzelnen Häusern vorbei, die sich zwischen grünen Hügeln verloren. Schließlich gelangte ich in eine kleine Stadt. Gegenüber einer Bar war eine Tankstelle: drei Zapfsäulen auf dem Bürgersteig. Zwischen ihnen saßen vier ältere Männer. Sie hatten sich irgendwo Stühle geholt und saßen einfach da. Reglos wie Eidechsen wärmten sie sich in der Morgensonne. Alle vier rauchten Zigaretten. Eigentlich verbrannten die Zigaretten in ihren Händen von selbst. Die Aschesülchen wuchsen und fielen auf die Erde. Manchmal kam ein Motorroller, dann erhob sich einer der Männer, füllte den Tank und kassierte Geld. Es roch nach einer Mischung aus Benzin und Tabakrauch. Mit halbgeschlossenen Lidern beobachteten sie schweigend die Straße. Sie sprachen nicht miteinander, sie hatten im Leben

schon alles gesehen, es gab nichts zu reden. Die Sonne wanderte über den Himmel, der Schatten der Dachrinne näherte sich langsam ihren Füßen. Das war ihr Platz, sie wußten, bevor es heiß werden würde, wären sie schon in einem sicheren kühlen Fleck verborgen.

Später ging ich an ihnen vorbei. Von ihren Stühlen aus sahen sie über den Dächern der Häuser die grauen Pfeiler der Autobahn, die fünf oder sechs Kilometer weiter ins Dunkelgrün der Berge gehauen waren.

On the road auf slawisch

Das ewige Sich-Erinnern also, dieses Auf-dem-Hinternhocken im Halbdunkel, der ständige Aufbruch nach hinten, das Glotzen in die Rückscheibe des Gedächtnisses, diese Lyrik des Verlustes, dieses *on the road* auf slawisch, das ich jetzt in die Maschine tippe, drei Uhr fünfzehn in der Nacht – mitnichten, um mich zu erinnern, sondern um mir immer wieder alles aufs neue zu vergegenwärtigen, wieder von vorn anzufangen, solange Denken und Illusion die Wirklichkeit noch nicht völlig verdecken, sie abwachen, all die Namen und Landschaften wegwischen, die Ereignisse, auf die man gut verzichten könnte, diese Abenteuer, die genauso gut jemand anderem hätten widerfahren können ...

Denn das Fahren ist nichts. Das Wichtigste beginnt danach, eben jetzt, da alles schon unbewegt, erstarrt ist und sich langsam in Nichts verwandelt. Vor fünf Stunden fuhr ich in der Dämmerung in Serpentina durch das Hochland von Šariš und sah, wie sich über dem Hauptücken der Karpaten Wolken sammelten. In Klenov, Kvačany und Rokycany war es noch hell, hell war es über dem Čergov, aber im Norden brach schon die violette Dämmerung an. Das Licht drang nur noch durch eine schmale waagerechte Spalte irgendwo zwischen Lacková und Javorina. Dann schloß sich das bläuliche Lid des Himmels völlig, und als ich in Prešov tankte, sah ich die ersten Blitzadern. Zum Grenzübergang in Becherov fuhr ich schon durch das Gewitter. Jetzt sitze ich am Fenster und schaue ihm hinterher. Donner ist nicht mehr zu hören, aber der Rand des Berges

leuchtet immer wieder in kaltem Licht auf. Die Wolken ziehen geradewegs nach Süden. Ich stelle mir all die Orte vor, an denen ich heute war. Der Blitz holt sie aus der Dunkelheit. Die Menschen schlafen in ihren Häusern, in ihren Betten. Das elektrische Licht entblößt ihre Körper. Ruthenen in Regetovka, Slowaken in Lipany, Zigeuner in Zborov, Ungarn in Silica – alle sehen gleich aus: auf dem Rücken liegend, zusammengerollt, auf der Seite, mit offenem Mund. Einen Moment lang erinnern die Gesichter an silberne Masken, dann erlöschen sie wieder und werden unsichtbar. In Nachthemden, Schlafanzügen, in Unterhosen, nackt, jeder für sich oder zusammen, einsam oder aneinandergeschmiegt wie Tiere, in getrennten Zimmern wie Reiche – jedenfalls kaum lebendig und unschuldig.

Ist ein schlafender Mensch ein Ungar? Oder ein Zigeuner? Oder ein Pole? Ich trinke Kelt aus einer Flasche mit Patentverschluß und bin mir da nicht so sicher. Das Gewitter rollt jetzt irgendwo über die Ebene von Silica und wird gleich die ungarische Grenze überschreiten, wie eine kosmopolitische Utopie. Es wird über Putnok niedergehen, über Miskolc, über dem Bükkgebirge und wird nach Süden ziehen, bis der Morgen es löscht.

Ich habe einmal acht Stunden an der ukrainisch-rumänischen Grenze verbracht. Es war Nacht. Der Bus, voll von ukrainischen Händlerinnen, stand ewig da. Ich saß auf dem Bordstein, rauchte und beobachtete die Hunde. Ihnen fehlte jeglicher Staatsinstinkt. Sie kamen in einem Rudel hinter den rumänischen Gebäuden hervor und verschwanden belend auf der ukrainischen Seite. Manchmal begleiteten sie ein paar Autos und kamen dann zurück. Sie schlossen sich zu Abteilungen zusammen und verteidigten ihre Reviere. Sie bellten ihre Brüder an, schnüffelten, liefen umher, über-

querten immer wieder den Streifen Niemandsland und passierten die Wachposten. Die Uniformierten schienen sie nicht zu bemerken. Die Hunde hätten einen Ausflug in verschiedene Territorien machen, immer wieder die nächste Grenze überschreiten können. Zum Beispiel die rumänisch-bulgarische, die bulgarisch-jugoslawische, dann hätten sie über Ungarn und die Slowakei wieder hierher kommen können, keiner hätte sie gestört. Da war ich mir sicher. Am ungarisch-rumänischen Übergang in Petea habe ich ihre Stammesgenossen gesehen, genauso internationalistisch, genauso schlau und genauso abgemagert.

Unterdessen unterzogen die Rumänen unseren Bus einer Desinfektion. Sie spritzten die ganze Karosserie mit einer Flüssigkeit ab, als wäre das Fahrzeug mit Pest verseucht. Drinnen reichten die Ukrainerinnen einander gebratene Hähnchenschenkel und Brot und tranken Bier dazu. Dann schauten sie sich Fotos von einer Hochzeit an. Sie wirkten wie eine große Familie. Der hintere Teil des Busses war vollgeladen. Fahrradreifen, Schläuche, Autoreifen, Kartons mit Süßigkeiten, Bündel, Kisten mit Konserven, Packungen mit Waschmittel und Säcke mit weiß Gott was türmten sich bis unter die Decke. Die Frauen saßen da und warteten, bis die Schmiergeldsumme auf einen vernünftigen Level sank. Ihr gelassener Fatalismus kam der Freiheit der Hunde gleich. Die Grenze – als abstrakte, recht ähnliche Territorien trennende Linie – schien für sie nicht zu existieren. Sie dösten, tauschten Erinnerungen aus, rochen ein bißchen nach Sauermilch und ein bißchen nach Holzstaub. Sie saßen da wie zu Hause, wenn es nichts zu tun gibt, oder wie auf dem Bahnhof, wenn der Zug Verspätung hat.

All das fällt mir jetzt ein, da ich ein Kelt schlürfe und schaue, wie das Gewitter nach Süden wandert: Wolken wie herrenlose Hunde, wie die Bündel der ukrainischen Frauen, wie die Frauen selbst – schwer, geduldig und ihrer Sache sicher. Ich stelle mir vor, wie sie über mein Europa gleiten, umgeben von den Kumuli der berühmten rot-blau karierten Taschen, wie sie über die Grenzposten rollen, beladen mit einem Sortiment unverzichtbarer Dinge, wie sie ausdauernd dahinziehen wie fette Galeonen, die Segel ihrer Röcke gebläht, um über dem Basar von Suceava niederzugehen, über dem Markt in Záhony, über dem Zehnjahres-Stadion in Warschau ...

Ja. Seit einigen Jahren verfolgen mich Visionen. Ich breche zur südlichen oder östlichen Grenze auf, komme nach einer oder zwei Wochen zurück und versuche festzustellen, was wirklich geschehen ist und was Fiktion war. Unter der einheitlichen Materie der Welt scheinen verrirrte Ereignisse hervor. Die Zeit birst, zerfließt und man muß sie ständig wiederherstellen, um nicht verrückt zu werden. Diese Brüchigkeit, Flüchtigkeit, Unbeständigkeit der Zeit ist ein spezifisches Merkmal meiner Gegend. Hier ist sie nie in dem gleichmäßigen, ruhigen Strom geflossen, der großen Metropolen eignet. Immer stand ihr irgend etwas im Weg. Sie hat sich geteilt, gespalten, ist umgekehrt, abgebogen, hat sich auf seltsame Verbindungen mit dem Raum eingelassen, bisweilen ist sie ganz verstummt und verloren gegangen.

In diesem Frühjahr sind wir in Rumänien herumgeirrt. Ich habe in Satu Mare die Straße verwechselt und bin statt Richtung ungarische Grenze nach Südwesten gefahren, Richtung Oradea. Die Straße Nummer 19 war ziemlich leer. Die Sonne stand tief am Horizont und blendete. Wir hatten zweitau-

send Kilometer auf den gewundenen Straßen von Maramureş, Bukowina und Siebenbürgen hinter uns und waren müde. Wir wollten uns vom Wahnsinn der wechselnden Bilder und Landschaften erholen, wollten uns endlich ausruhen von diesen ständigen Veränderungen. Da kam von der Gegenseite, zwischen goldenen Strahlen hervor, irgendwo aus dem lichterfüllten Nichts, ein Zigeunertreck direkt auf uns zu. Die vier Wagen, von vier mageren Pferden gezogen, waren mit zeretzter, löchriger Plastikfolie bedeckt. Irgendwas hing heraus, irgendwelche Eimer, Blechdosen, Plastikkanister für Öl. Wir fuhren an ihnen vorbei, dann legte ich wortlos den Rückwärtsgang ein, Piotr griff nach seiner Leica und hängte sich die Nikon über die Schulter. Ich blieb im Auto, er ging auf sie zu. Sie hielten an und warteten. Dunkelhäutig, abgerissen, bunt. Sie hatten nichts, was nach unseren Maßstäben irgendeinen Wert darstellte. Decken, Geschirr, klapprige archaische Wagen und Tiere, so hager wie sie selbst. Ja, sie kamen auf einer Abkürzung aus dem Abgrund des Vergangenen und fühlten sich in der Gegenwart recht wohl. Sie verhandelten mit Piotr über die Bezahlung für das Fotografieren. Geld wollten sie nicht, sie wollten Zigaretten. Ich gab alle her, die ich im Auto hatte. Geduldig standen sie da, lächelten, die Mädchen kokettierten. Sie kamen aus einer vergangenen Zeit, da die Menschen mit wesentlich weniger zufrieden waren, und versuchten, in der Gegenwart zu leben, in Wirklichkeit aber erlaubten sie der Gegenwart, neben ihnen herzufließen. Wahrscheinlich behandelten sie sie wie ein Element, das man nutzen kann wie zum Beispiel Feuer zum Kochen oder Wasser zum Waschen. Die Kinder kamen zum Auto, ich verteilte unsere restlichen Süßigkeiten, Kekse, Chips und was es da noch gab. Ich sah und spürte, daß sie gleichgültig und prag-

matisch mit mir umgingen. Das Auto, Piotrs Apparate, unsere Anwesenheit überhaupt waren für sie eine ganz natürliche Sache – im Sinne der Natürlichkeit der Natur, die man ausbeuten kann. Sie revanchierten sich auf paradoxe Weise. Wir reduzierten ihr Menschsein auf ein exotisches Bild, sie unseres auf die Ökonomie des eigenen Überlebens.

Es ist Nacht, es regnet, und ich rufe mir das alles zum ich weiß nicht wievielten Mal in Erinnerung. Wieder einmal habe ich neulich *Schutzgebiet Sinistra* von Ádám Bodor gelesen. Bodor und sein mythisches Sinistra legen sich durchsichtig über die reale Bukowina und Maramureş, und am einen wie am anderen klebt die durchscheinende, lebendige Materie meiner Gedanken, meiner Liebe, meiner Angst. Hier in Sinistra gehörte alles den Bergschützen, dem Oberst Puiu Borcan, und später, als er tot war, der Izolda Mavrodin-Mahmudia, ebenfalls im Rang eines Obersten, mit dem Spitznamen Coca. Vom Paß Baba Rotunda aus bot sich die Aussicht auf den Pop Ivan, in der Tiefe krochen holzbeheizte Schmalspurlokomotiven. Die Bewohner von Sinistra trugen Strohblumen von der Armee auf der Brust. Jeder Zugereiste, der länger hier blieb, bekam einen neuen Namen. Coca legte sich von Zeit zu Zeit unter dem Pop Ivan in den Hinterhalt, um Mustafa Mukkerman aufzulauern, der in seinem Lastwagen Hammelfleisch aus der Ukraine bis nach Thessaloniki oder sogar nach Rhodos transportierte, aber außer dem Hammelfleisch beförderte er in seinem Kühlschrank gelegentlich auch warm gekleidete Menschen. Genossen aus Polen informierten Coca über die Absichten Mukkermans – eines Dreihundertkilomannes, halb Türke, halb Deutscher. Hier benutzte man verdünnten, denaturierten Spiritus zum Einweichen von

getrockneten Pilzen, und man trank ihn mit fermentiertem Waldbeerensaft. Die matten Fensterscheiben für das Gefängnis in Sinistra stellte Gábrriel Dunka in seiner Werkstatt her: Er legte eine Glasscheibe in eine Kiste mit Sand und trat stundenlang mit nackten Füßen darauf herum. Er war siebenunddreißig Jahre alt und ein Liliputaner. Eines regnerischen Tages nahm er die nackte Elvira Spiridon in seinem Lieferwagen mit und roch zum ersten Mal im Leben den Körper einer Frau, aber die Loyalität siegte über das Begehren, und er denunzierte sie, denn nur der Zufall hatte gewollt, daß sie nicht in Mukkermans Lastwagen gestiegen war.

Sinistra läßt mich nicht schlafen. Vor allem, wenn es regnet. »Mitteleuropa ist heute ein wohl nur noch für Meteorologen verständlicher Begriff« (Josef Kroutvor). Mythographie und Meteorologie also. Aber ich kann nicht sagen, welche der beiden mir in letzter Zeit mehr zusetzt. Auf meinem Regal stehen nebeneinander die *Geschichte der Ukraine*, die *Geschichte Bulgariens*, die *Geschichte Ungarns*, eine Menge kleinerer Geschichten und Geschichten, einschließlich der *Geschichte der Slowakei* und *Die Rumänen* von Eliade, aber das bringt nichts. Ich lese im Bett darin, und irgendwann schlafe ich ein, doch ich habe noch nie von János Hunyady oder Zar Ferdinand geträumt, weder von Vasile Nicola Ursu, genannt Horia, noch von Vlad Tapeş, noch von Fürst Hlinka, noch von Taras Schewtschenko. Ich träume höchstens von dem höchst rätselhaften Sinistra. Irgendwelche Uniformen nicht existierender Armeen, alte Kriege, in denen in Wirklichkeit niemand umkommt. Ich träume von weißen Kalkruinen und schnurrbärtigen Wächtern von Grenzen, nach deren Überschrei-

tung sich alles und zugleich nichts ändert. Ich träume von Banknoten mit Heldenbildnissen auf der einen und Ansichten romantischer Käffer auf der anderen Seite. Und Kleingeld sehe ich im Traum. Und Verpackungen von Zigaretten, die ich nie geraucht habe. Ich träume von Tankstellen in Ebenen – alle ähnlich wie die in einem Vorort von Slovenské Nové Mesto –, und ich träume von einer Dose Red Bull mit der Aufschrift: »... špeciálne vyvinutý pre obdobie zvýšenej psychickej alebo fyzickej namahy.«* Ich träume von morschen Wachtürmen in der Einöde, von Radfahrern, die mit ihren verrosteten Rädern in einer hügeligen Landschaft von Ort zu Ort fahren, und die Namen dieser Ortschaften kann man in mindestens drei Sprachen sagen, ich träume von Pferdegespannen und Menschen, von Essen, von hybriden Landschaften, von allem möglichen.

Ja, es regnet auf all diese Orte, auf Maramureș, auf die Träume, auf Sinistra, es regnet auf Spišské Pohradie an jenem Tag, am Freitag, dem 21. Juli, als wir auf einem schlammigen Parkplatz über der Morgečanka haltmachten. Entlang der einzigen Straße zogen sich einstöckige Häuser. Auf einem schmalen Bürgersteig gingen wir geradeaus. Wir fanden eine gelb angestrichene Synagoge. Sie war von vier kugelförmigen Blechkuppeln gekrönt. Die Rundbogenfenster waren schwarz und tot. Wie aus einer Fabrik des 19. Jahrhunderts hierher verpflanzt. Im Durchgang zwischen der Synagoge und den Häusern sah man die Hügel und fernen Türme von Spišská Kapitula. Auf der Anhöhe über dem Städtchen schimmerte eine weiße Schloßruine.

* Slowakisch: »... speziell entwickelt für einen Zeitraum erhöhter psychischer oder physischer Belastung.«